Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 47

Artikel: Der Ring
Autor: Linberg, Irmela
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649642

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Ring

Von Irmela Linberg

Ich denk nicht mehr geringe
Vom Wert der toten Dinge,
Sie haben Ewigkeit,
Ich will mein Herz in Sehnen
An ihre Kühle lehnen
Und will genesen der Lebendigkeit! B. v. Münchhausen.

Bis zum ersten Schein des anbrechenden Morgens hatte sie am Bett des Kindes gewacht, des einzigen, das sie besaß. Der Arzt war um Mitternacht zum letzten Mal dagewesen und hatte keinen Trost mehr gegeben. Nur ernst geblickt, lange nach dem kaum fühlbaren flatternden Puls getastet und gesagt: „Weiter Koffein geben . . .“

Seitdem trieb sie allstündlich die spitze Nadel in das abgemagerte, schon ganz zerstochene Beinchen des Kindes — ihres Kindes — schreckhaft jedesmal zusammenfahrend, wenn es kläglich aufjammerte und seine Augen in starrem Entsetzen die ihren suchten, da es das ihm böse dünkende Tun der Mutter nicht zu fassen vermochte. Nun weinte es auch beim Zustich nicht mehr. Bleich, teilnahmlos, mit halbgeschlossenen Lidern dämmerte es dahin, selten nur ein wenig das Händchen hebend. Es ging zu Ende . . .

Frau Gertrud erhob sich. Die Zeit stand gleichsam still und schwand doch in rasender Schnelle dahin. Eine Uhr tickte aufdringlich laut . . .

„Nach dreiundfünfzig Minuten die nächste —“ murmelte die Frau, und Unruhe trieb sie auf Fußspitzen in die entgegengesetzte Ecke des verdunkelten Zimmers. Dort blieb sie unschlüssig stehen, lauschte, ging wieder zurück. Beugte sich über das ihr in jedem Zuge so vertraute Antlitz. Es war starr und weiß. Die Mutter fühlte ihr Herz versteinen. „Schon?“ fragte etwas in ihr.

Erhebend legte Frau Gertrud ihre Hand auf die Stirn des Kindes, die aufgehört hatte zu glühen.

Der Schimmer des Nachtlämpchens fiel auf die schmale Frauenhand und brach sich in dem Stein des Ringes, den sie trug. Der rote Widerschein bannte ihren starrenden Blick, entzündete plötzlich ein Feuer des Erinnerns. In unwillkürlicher Eingebung nahm sie den schmalen Silberstreifen ab, streifte ihn auf das Däumchen des Kindes und umspannte mit der Rechten fest die kleine, verkrampfte Faust, als wollte sie ihr eigenes Leben und Blut in sie hinüberleiten. — So saß sie mit geschlossenen Augen in gelöster Ermattung . . .

Vor ihr erstand jene Zeit — Jahre vor ihrer Eheschließung, da sie noch „Schwester Gertrud“ hieß — ihre Mädchenzeit, die für sie längst versunken war, wie ein Traum. Die dauernd widerspruchsvolle Wirrnis von Leistung und Opfer, von Sanftmut und Tatkraft, von Geduld und Geistesgegenwart, Gefahr und Stille. Die weiten, hellen Säle des städtischen Hospitals der Eiffelstadt, die langen Flure mit den Einzelzimmern hinter gepolsterten Türen, deren keines die Nummer „13“ tragen durfte; die Bahren, Verbandtische, Instrumentenschränke, Maschinen und Apparate; das Weiß der Pflegerkittel, die lautlosen Schuhe und Wagen auf Gummirädern . . . Und mitten in diesem fremdartigen, streng geregelten und doch stets wieder von Zufall, Drohung und Unvorhergesehenem durchbrochenen Sein: sie selbst als die jüngste der Pflegenden, rank, blond, strahlend und erfüllt von Wissenshunger und Lebenswillen.

Sie geht nach Zimmer 14. Obschon es nicht geklingelt hat. Zimmer 14 klingelt nicht. Denn dort liegt „Karlchen“, der seit einem Jahr schon Dauerinsasse des Krankenhauses ist. Karlchen hat wieder einmal seinen „Anfall“. Schwester Gertrud tritt an das kurze Bett, das sie von der Kinderstation hier hereingetragen haben. Es reicht für Karlchen, obschon er bereits dreißig Jahre zählt. Ein gewaltiger Buckel, der seinen Nacken überragt, hat ihn am Wachstum gehindert. Außerdem ist das blaurote Gesicht eine einzige große Brandnarbe. Seiner Mutter war einmal im Versehen der Waschkessel ausgeglitten, die kochende Lauge hatte sich über Karlchen ergossen und ihm den ganzen Oberleib verbrüht. Er hatte es überstanden. Wozu? hatte die verhärmte, rastlos arbeitende Frau gleichgültig gefragt, als man ihr mitteilte, das Kind käme mit dem Leben davon. Ihr Mann war Trinker und sie hatte noch sechs unmündige Sprößlinge.

Karlchen wurde Edelsteinschleifer, wie die meisten Burschen des Nahetals. Er saß Tag für Tag in dem feuchten, strohgedeckten Lehmbau unten am aufgestauten Fluß, und seine schmalen, langen Finger handhabten kunstfertig die Pinzetten mit den blitzenden Splittern, aus denen dann Sechsecke, Achtecke, schimmernde Wölbungen sich formten, während der kaum sichtbare Schleifstaub unentwegt stieg und fiel und den Arbeitenden Nase, Hals und Lunge durchsetzte. Alle fast waren sie „brustleidend“, diese Jungen aus dem Birkenfeld'schen: sie hatten eingesunkene Augen und hohle Wangen mit roten Fieberflecken darauf. Karlchens Herz aber wurde zudem noch von dem viel zu schweren Buckel, den er tragen mußte, schmerzlich zusammengepreßt. Davon waren dann auch die „Anfälle“ gekommen, die die Wohlfahrt veranlaßt hatten, ihn dem Spital zuzuweisen.

Gertrud erfuhr dies alles nach und nach aus dem Mund des Wärters von der Irrenabteilung, der mit Karlchen zusammen die Schulbank gedrückt. Unsägliches Mitleid ergriff ihre weiche, junge Seele. Diesem Schattendasein ein wenig Fürsorglichkeit und Licht zu spenden, drängte es sie unaufhörlich. Zum ersten Mal, gerade in dieser Schwester, die zuweilen laut singen mußte vor Lebensüberschwang, die mit festem Zugriff stützte, hob und trug, was schwach und gebrechlich war, erstand für Karlchen ein menschliches Wesen, das mehr als berufsmäßiges Mitgefühl, mehr als übliches Pflichtbewußtsein und Gerechtigkeit für ihn aufbrachte. Eine unbewußte Mütterlichkeit überschattete ihn durch sie, wie in seinem armen Sein sie noch nie geblüht. Und seine „Anfälle“, in denen er beklommen nach Luft rang, die Sinne zu schwinden drohten und kalter Schweiß auf seine narbige Stirne trat, brachten ihm jetzt neben Angst und Pein auch ein ungeahntes neues Glück.

Gertrud kam, wenn es ihm nicht gut ging. Ungerufen erschien sie. Immer von neuem rang diese Schwester einzig aus ihrer unversieglichen Lust am Kampfe, dem lauernden Tode den armen Krüppel wieder ab. Aus dem Zimmer der Frau Direktor, die mit der Fülle der ihr dargebrachten Leckereien nicht fertig werden konnte, brachte sie Champagner mit und flößte ihm den prickelnd belebenden Trunk schluckweise ein. Zuweilen trieb Sorge um sein Ergehen sie noch spät aus ihrem Zimmer Unvermutet, mit dünnem Kittel, das Haar verwirrt vom ersten Schlaf, trat sie wie ein Traumbild in die bangen, nächtlichen Stunden, in denen er keine Ruhe finden konnte.

„Wie steht es mit Ihnen, Karlchen?“

„Gut, Schwester Gertrud . . .“

„Das sagen Sie immer! — Puls?“

Das Herz setzte in unregelmäßigen Abständen aus. Sie beugte sich über sein Kissen, machte künstliche Atmung mit ihm, eine Stunde, zuweilen zwei, bis der Anfall vorüber war.

Wenn Karlchen wieder auf sein durfte, ging er lautlos in Fluren und Sälen umher, füllte die Gläser der Bettlägerigen mit frischem Wasser, drehte Tupfer, putzte Hähne, suchte nach Kräften jedem zu dienen, der seiner bedurfte. Und strahlend schaute er der Schwester nach, wenn sie schnellen Schrittes den Korridor entlang lief und wünschte sich dann wohl, er möchte kein Ende nehmen . . .

Eines Tages hatte Karlchen um Urlaub gebeten. Er wollte in die Heimat fahren. „Ist das unbedingt notwendig?“ fragte der Oberarzt. „Ich muß meine alte Mutter besuchen — —“. Diese Mutter, die sich in keiner Weise um ihren Sohn bekümmerte! — Der Arzt riet ab. Aber Karlchen blieb hartnäckig. Es ginge nicht anders. — Er dürfe selbstverständlich keine Berge

steigen oder sich in staub- und raucherfüllten Räumen aufhalten, ordnete der Oberarzt an. Dies nicht und jenes nicht! — Natürlich! Karlchen lächelte mit seinem lippenlosen Munde. Er werde sich schon gut vorsehen!

Ohne von ihr, Schwester Gertrud, Abschied genommen zu haben, schlich er sich zum Abendzuge still davon.

Drei Tage später war er wieder zurück. Als der Pförtner ihm öffnete, wankte er und stürzte zu Boden. Sie trugen ihn nach Zimmer 14. Sie gaben ihm Kampfer und rieben ihn mit erwärmten Tüchern ab.

„Das übersteht er nun nicht mehr", sagte der Arzt, „heute Nacht noch — —"

Karlchen öffnete die Augen. Sie begegneten ihrem vorwurfsvollen Blick.

„Was machen Sie bloß für Sachen! — Ruhig liegen, ganz muckmäuschenstill . . ."

Sie verstellte die Lampe mit einem blauen Schirm.

„Bleiben Sie jetzt hier?" flüsterte er keuchend.

„Ja, ein Weilchen."

„Ich möchte Ihnen erst etwas sagen — geben — —"

Er nestelte an dem Halsausschnitt seines Hemdes herum, zog ein Beutelchen an langer Schnur hervor, versuchte, es aufzuknüpfen.

„Warten Sie — ich helfe Ihnen."

„Ja bitte — helfen —"

Sie hatte die Schlinge gelöst.

„So — was weiter?"

„Den blauen Lampenschirm fortnehmen — —" bat er.

„Aber nein doch — das blendet Sie ja."

„Nur für einen Augenblick — bitte!"

Zwischen seinen langen, dünnen Fingern hielt er einen schmalen, silbernen Ring. Blutrot funkelte aus billiger Fassung ein herrlich geschliffener Rubin.

„Für Sie — habe es selbst ge —"

Seine Hand reckte sich flehend zu ihr empor.

„Für mich?" stammelte sie ganz benommen. „Aber nein — das ist doch nicht möglich . . . So kostbare Geschenke dürfen wir Schwestern gar nicht annehmen, und — und — Karlchen, Sie wissen ja selbst, daß es uns im Dienst nicht gestattet ist, Ringe zu tragen . . .

Sein Blick schien langsam zu verlöschen. Schlaff sank die Hand auf das Deckbett.

„Solch eine mühsame, feine Arbeit —" versuchte sie zu loben und berührte leise das kleine Schmuckstück.

Da glänzten seine Augen auf.

„Nicht die Arbeit —" erklärte er unter langen Pausen — „nicht die Arbeit ist es . . . Aber Rubine sind Glückssteine, bringen Freude, heilen Krankheit . . ."

„Ja dann — muß ich das schöne Geschenk wohl annehmen, Karlchen", meinte sie besiegt und streckte zaghaft ihre Hand aus. Ungeschickt, zitternd vor Erregung, schob Karlchen den Silberreif auf ihren Finger. In diesem Augenblick klingelte es. — — —

Es klingelte. Einmal — zweimal. Sicher die Frau Direktor, die ewig Ungeduldige!

„Auf Wiedersehen, Karlchen! Nach dem Abendbrot schau' ich nochmal zu Ihnen herein!"

Der Kranke antwortete nicht mehr. Starr, mit lang ausgestreckten Armen, lag er in dem kurzen Bettchen von der Kinderstation. Sein durch den Buckel unnatürlich hochgewölbter Brustkasten und die mageren Konturen der Beine zeichneten sich seltsam gespenstisch unter dem weißen Deckenbezuge ab.

Es läutete Sturm . . .

Frau Gertrud riß die Augen auf. Heller Tag stand im Zimmer. In ihrer Hand, gleich einem verflogenen Vöglein, bewegte sich etwas, scheu und warm. Eine zarte, kleine Stimme sagte: „Guten Morgen, Mutti!"

Und wieder schrillte die Glocke.

Wo war sie? Und schon neun Uhr? Die Besuchszeit des Arztes!

„Allstündlich eine Spritze Koffein — —" Sie hatte ja bereits drei Stunden überschlagen! Wie ließ sich das rechtfertigen?

Sie öffnete die Tür. Ernst, beinahe feierlich verneigte sich der Arzt vor ihr. Zögernden Schrittes betrat er das Krankenzimmer.

„Tag, Onkel Doktor!" piepte es ihm fröhlich entgegen.

Er stutzte, staunte, faßte sich aber schnell und erklärte:

„Eine äußerst schwere Krisis. Aber, wie ich sehe, ist sie überstanden . . . Danken Sie Gott, nicht mir, für das an Ihrem Kinde geschehene — — Wunder!"

„Mutti!" erklang es bereits etwas ungeduldig, „Mutti! Ist das jetzt meiner?"

„Was denn, Liebling?" Gertrud kämpfte mit den heiß aufsteigenden Tränen einer sie bis in alle Tiefen durchströmenden Beseligung.

Die Hand des Kindes hob sich. Seine Augen glänzten. Ein Sonnenstrahl, der durch den Gardinenspalt ins Zimmer fiel, ließ den Stein in Karlchens Ring aufglühen, rot, gleich einem ewigen Sinnbild sieghafter Daseinsfreude.

Bärn rüstet zum Zibelemärit.

Wenn nach em Allerseeletag d'Bletter z'grächtem abefallen und die erschten, eso rächt ufründleche Tage chöme, wo me sech gärn wieder zum warmen Ofe zuechelaht, de faht z'Bärn öpper a sech rüehre. — Das sy üsi Zuckerbecke! Ganzi Bärge vo Marzipan müesse sie machen, und d'Lehrbuebe wo bim Sachen ustrage gärn öppen einisch uf der Straß e chly tampe, hei uf ds mal für das e ke Zyt meh. — D'Schoufänschter vo de Zuckerbecke sy geng ds erschte, wo eim dra mahne, daß der Zibelemärit nid wyt isch. Ganzi Tschuppele Chinder gluschte vor dene Fänschter und drücken ihri Näsi dranne breit, und nie füsch im Jahr müesse d'Ladetöchtere so flyßig es tags mit em Lumpe gah d'Nasetümpfi vo der Schybe wüsche, wie i dene Tage vor em Zibelemärit. Nadinah falle de eim die Zibelefänschter nümmen uf, und me vergißt fasch, daß der rächt Zibelemärit ersch no chunnt.

Am Sunntig vor em Zibelemärit, mi cha ganz guet sägen über Nacht, standen uf einisch uf em Bäreplatz und Waisehusplatz ganzi Bärge vo Wydlichörb. Alli sy schön mit Blache zuedeckt. Das sy d'Märitchörb vo de Händler us der Stadt sälber und vo dene, wo nach bi der Stadt daheime sy. Es ghört o fasch zu der Tradition, daß me de afen am Sunntig geit gah die zuedeckte Chörb aluege. Me gseht ja zwar nid grad viel, aber doch sövel, daß me dene Bärge, wenn sie größer oder chlyner sy, agseht, gäb's es guets oder weniger es guets Jahr gsi isch.

Wie alt isch eigetlech der Zibelemärit?

Es weiß' niemer! Villicht isch er so alt wie der Gurten oder d'Stadt Bärn sälber. Er isch eifach em Bsinne nah geng da gsi und zwar am letschte Mäntig im Novämber.

Und wenn de eine wett cho säge, dä apartig Märit für Zibele, Louch, Sellerie und settigi Chuchiruschtig syg hüt ja nümme nötig, won es i jedem sibete Hus e Gmüeslade git, und überhoupt zweumal i der Wuche z'Bärn große Märit isch, e chlynere zwüschenyne gar nid grächnet, däm chönnt de ds Gusle verleide. Nötig oder nid: es soll niemer z'Bärn a der altehrwürdige Tradition afah umeranggle, füsch chönnt er de ganz ungäbig abgsüferet wärde. Der Zibelemärit mueß eifach sy und dermit baschta!

Es gäb de no anderi Lüt wo täte rämple, wenn me dä Zibelemärit abschaffe wett: Mi überchäm's de mit de Mischtelacher, mit de Seeländer und de Lüt us em Murtebiet z'tüe.